

Heidrun Hurst

Mord  
auf der  
*Kloster-*  
insel

---

HISTORISCHER  
KRIMINALROMAN

emons:



© Emons Verlag GmbH  
Cäcilienstraße 48, 50667 Köln  
info@emons-verlag.de  
www.emons-verlag.de  
Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, unter Verwendung der Bildmotive  
mauritius images/Zoonar GmbH/Alamy/Alamy Stock Photos, istockphoto.com/  
javarman3, pixabay.com/Rondell Melling, stock.adobe.com/Alina  
Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal  
Lektorat: Christiane Geldmacher, Textsyndikat Bremberg  
Druck und Bindung: sourc-e GmbH  
Printed in Europe 2025  
ISBN 978-3-7408-2580-5  
Historischer Kriminalroman  
Originalausgabe

Dieser Roman wurde vermittelt durch die  
litmedia.agency, Mühlhausen-Ehingen.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen  
insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß  
§ 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

*Unter sehr vielen Zeichen des ruhigen Lebens  
ist es nicht das geringste,  
wenn sich einer der Kunst von Paestum weiht  
und es versteht,  
die sorgsame Gartenpflege des garstigen Gottes  
Priapus zu üben.*

Walahfrid Strabo



## PROLOG

---

Noch vor dem ersten Hahnenschrei schälte sich Wieland aus der Decke seiner bescheidenen Schlafstätte. Der Sturm hatte sich gelegt. Die plötzliche Stille war so durchdringend, dass die Leere in seinen Ohren an Taubheit grenzte, wäre da nicht das prasselnde Feuer gewesen, das dem Holz zischende Laute entlockte. Gähnend setzte er sich an die Herdstelle. Sein Weib, das schon längst auf den Beinen war, rührte in dem darüber hängenden Kessel. Die züngelnden Flammen tauchten ihr Gesicht in Licht und Schatten. Nach Jahren harter Arbeit war es so zerknittert wie ein alter Lappen. Eine jähe Wehmut überkam ihn bei der Erinnerung daran, wie lieblich sie einst ausgesehen hatte. An die pralle Haut, den flachen Bauch und die sanfte Rundung ihrer Hüften. Nun war ihr Körper von der Geburt mehrerer Kinder gezeichnet.

*Wenn du ehrlich bist, siehst du auch nicht besser aus,* kam es ihm in den Sinn. Dabei hatten sie gerade einmal dreißig Winter überstanden. Das Leben war kurz und mühsam. Und da Hiltrud schon eine Weile nicht mehr empfangen hatte, würden sich wohl keine weiteren Sprösslinge zu den dreien hinzugesellen, die ihnen geblieben waren.

Wie zur Antwort regte sich eines der Kinder auf dem Strohlager, das sie nachts mit ihren Eltern teilten. Alarmiert sah Hiltrud auf. Doch es war nur ein Traum gewesen, der ihren Jüngsten vor sich hin murmeln ließ. Jetzt schlief er wieder tief und fest.

Ein leises Seufzen lenkte Wielands Aufmerksamkeit auf seinen Vater, der sich ächzend von seinem Lager erhob, das in dem beengten Raum ein wenig abseitsstand. Selten wurde einer so alt wie er. Aus dem einst starken Mann war ein tatteriger, weißhaariger Greis geworden. Zu schwerer Arbeit taugte er

nicht mehr. Die Macht der Gewohnheit scheuchte ihn dennoch früh aus dem Schlaf. Seine trüben Augen, in denen stets ein wässriger Schimmer lag, richteten sich auf ihn.

»Geht es wieder los, Junge?«, fragte er mit brüchiger Stimme.

Wieland brummte eine Bestätigung, während er eine Schüssel Haferbrei von Hiltrud entgegennahm. »Wird auch Zeit. Der Sturm hat sich endlich verzogen.«

Wie Generationen zuvor war auch er einer der Fischer des Klosters auf der reichen Au, die auch die glückselige Insel hieß. Der heilige Pirmin war einst auf das Eiland gekommen und hatte die christliche Gemeinschaft am Ufer des Sees gegründet, den der Volksmund an dieser Stelle den Gnadensee nannte. Schlangen, Kröten und Gewürm sollen vor ihm geflohen sein, was Wieland auch heute noch eine Gänsehaut bescherte. Sobald die Insel von schauderhaftem Gezücht befreit worden war, hatte es wohl nicht lange gedauert, bis sich weitere Menschen in der Nähe des Klosters ansiedelten. Nun gehörte ein ganzes Dorf dazu, das den Mönchen bei der Bewirtschaftung ihres Besitzes half, wie die Fischer, die für einen Teil der Nahrung sorgten.

Nach dem Mahl trat er nach draußen und begrüßte mit einem stummen Nicken seine Nachbarn. Wieland war nicht der Einzige, der zeitig aus seiner Hütte kam, um in der Früh die Netze auszuwerfen. Alle hatten bemerkt, dass sich das Wetter über Nacht gebessert hatte. Es wehte nur noch ein schwaches Lüftchen, das nicht nach Regen roch. Der von einem hellen Hauch überzogene Himmel sah wie leer gefegt aus. Kein Wölkchen war mehr zu sehen. Nur die blasse Mondsichel dümpelte noch durch die Luft, als hätte sie jemand dort oben hingehängt.

Rauch quoll aus den Dächern, und im Dorf erklangen die üblichen Geräusche nach Tagesanbruch. Hunde kläfften, und ein Hahn schmetterte seinen Morgengruß hinaus, der prompt

von einem anderen beantwortet wurde. Ein Säugling schrie in einer der Hütten. Und irgendwo weiter hinten meckerten Ziegen.

»Lasst uns zu den Schiffen gehen«, rief Ansgar, der eine brennende Fackel in der Faust hielt und wie üblich das Kommando übernahm.

Sobald es richtig hell war, wollten sie auf dem Wasser sein. In der Früh fingen sie oft die meisten Fische, die sie inzwischen dringend benötigten. Tagelang hatte ein Sturm gewütet, der den See aufgewühlt und in einen todbringenden Schlund verwandelt hatte. Nun waren all ihre Vorräte aufgebraucht.

Die schlanken, kastenförmigen Kähne, mit einem weit aufragenden Bug und einem breiten Heck, die die Fischer vorsorglich aus dem Wasser gezogen hatten, lagen mit ihren flachen Böden nach oben im Kies. Einige der Männer schafften Riemen und Segel herbei, die bei schlechtem Wetter in einem Schuppen lagerten. Wieland umrundete die Boote. Das Holz schien unversehrt zu sein. Vielleicht würde man sie an einigen Stellen mit Pech und Wolle frisch kalfatern müssen. Aber das würde sich erst im Laufe des Morgens zeigen. Mit einem zufriedenen Grunzen wandte er sich ab und pisste auf die mit Schaum und Schmutz bedeckten Ufersteine. Eine Menge Treibgut war angespült worden. Odo, der für gewöhnlich neben ihm auf der Ruderbank saß, stellte sich an seine Seite.

»Hat ganz schön gewütet die letzten Tage«, brummte er verschlafen, während seine Augen durch das erste bleiche Licht des Tages schweiften.

»Das kann man wohl sagen.« Abgebrochene Äste, ganze Schilfbündel, die vermutlich einmal ein Dach bedeckt hatten, und sogar der untere Teil eines Rechens schwäpften im Takt der leichten Wellen. Gemeinsam spähten sie zu dem Schilfsaum zu ihrer Rechten, wo junge Halme zwischen braunen, abgestorbenen Winterstängeln ins Leben drängten. Dort gab

es Aale im Überfluss. Wieland leckte sich die Lippen bei dem Gedanken an das fette Fleisch, das den Bauch wärmte und so herrlich satt machte. Sein Blick blieb an etwas haften, das im Wasser dümpelte. Länger als ein Ast und dicker als der Stiel eines Rechens. Es musste etwas Großes sein, dessen Konturen sich deutlich von den sich darüber erhebenden, schlanken Halmen abhoben.

*Ein Baumstamm vielleicht? Daraus ließe sich Feuerholz machen.* Doch etwas störte diesen Eindruck. Je länger er hinsah, desto unwahrscheinlicher wurde es.

Er rätselte noch, was es sein könnte, als Odo ihn mit dem Ellbogen anstieß. »Siehst du das?«

Wieland nickte, während der Übergang von der Nacht zum Tage an Schärfe gewann. Er vermeinte, eine fließende Bewegung zu erkennen, als die leichte Strömung das Ding hin- und herschwappen ließ.

»Was, beim heiligen Pirmin, ist das?«, entfuhr es Odo.

Neugierig zogen die beiden Männer die Schuhe aus und traten näher, darauf bedacht, nicht auf den glatten Steinen auszurutschen, die sich unangenehm in ihre Fußsohlen bohrten. Der See war hier nur knöcheltief. Mit den Händen schoben sie das Schilf beiseite, das leise zu flüstern schien. Als das Wasser bis zur Mitte ihrer Waden reichte, erkannten sie braunes Tuch.

Odos Hand fuhr haltsuchend an Wielands Arm. Sie ahnten beide, was vor ihnen am Grund des Gnadensees lag.

»He, was treibt ihr?«

»Kommt endlich her, damit wir ablegen können!«

Die aufgebrachten Rufe ihrer Kameraden ignorierend, gingen sie weiter. All ihre Aufmerksamkeit war auf ein einziges Ziel gerichtet. Ein sanftes Glühen der Sonne, die sich zaghaft über den Rand der Erde schob, entblößte mit grobem Wollstoff bekleidete Arme, die kraftlos zwischen dem Röhricht hingen. Haare bauschten sich schwerelos in der leichten Strömung, als wären sie einem Zauber verfallen.

»Bei Gott, es ist tatsächlich ein Mensch!«, stieß Wieland hervor.

Genau genommen war es ein Mann, wie man an der Kleidung unschwer erkennen konnte. Er lag auf dem Rücken, den Scheitel in ihre Richtung gewandt. Noch konnten sie nicht sehen, wer es war. Vermutlich war er längst ertrunken. Die Erkenntnis ließ sie innehalten. Wie die meisten Menschen schreckten sie vor der Hässlichkeit des Todes zurück. Dem Anblick, der sich tiefer in ihr Gedächtnis eingraben würde, als ihnen lieb war.

Einen Moment zögerten sie noch, dann wateten sie die letzten Schritte auf den Reglosen zu. Sein bleiches Gesicht, aus dem alles Leben gewichen war, starrte sie aus leeren Augenhöhlen an. Wächserne, aufgequollene Haut bedeckte die Züge, die dennoch unverkennbar blieben.

Wieland holte tief Luft. »Das ist einer von uns.«

Erst dann sah er die Wunden. Odo erbrach sich neben ihm ins Schilf, und Wieland konnte an nichts anderes als an die Fische denken, denen auf diese Weise eine unerwartete Mahlzeit geschenkt wurde.



# TEIL 1

## 1. KAPITEL

---

*April 842*

Abt Walahfrid, dem man wegen seines Schielens den Beinamen Strabo gegeben hatte, beugte sich im Garten des Klosters über seine Hacke. Er selbst nannte sich lieber Strabus. Nach seiner Meinung war das gute Werk Gottes, der ihn erschaffen hatte, durch sein Augenleiden verdorben. Wenn er auch dem Herrn keine Schuld daran gab, so gönnte er sich doch die kleine Spiegelerie seines Namens. Ein minimaler Winkelzug der Sprache, einer Abart gleich, die auch ihn ausmachte. Gott mochte ihm dafür gnädig sein. Das Feilen der Worte verdankte er seiner dichterischen Begabung, für die er eine besondere Liebe hegte. Schon in seiner Jugend hatte sich jener Funke in ihm entzündet. Inzwischen nährte ihn ein stetiges Feuer. Selbst über den Gartenbau und einige ausgewählte Pflanzen hatte er ein langes Lehrgedicht geschrieben, das den lateinischen Namen »De cultura hortorum« trug.

Wer hätte das je gedacht, als ihn sein Vater vor etlichen Jahren dem Abt auf der seligen Insel übergeben hatte, damit der einen Mönch aus ihm machte. Er war noch ein kleiner Junge gewesen, voller Angst vor dem, was ihn erwartete. Hinzu kam der Schmerz, seiner Mutter und all jenen, die er liebte, entrissen worden zu sein. Tatsächlich hatte er es als Spross einer verarmten Adelsfamilie nicht leicht unter den Abkömmlingen des reichen Hochadels. Und doch war es ihm gelungen, sich zu behaupten.

Die Erinnerung an seine Eltern und die Schwester verblasste, wurde zu einem Nachhall wie der Gedanke an einen besonderen Duft, den man einmal gerochen hatte. An ihre Stelle traten Lehrer, zu denen er aufschaute. Und so wie die

Sonne ganz allmählich den Schatten verdrängte, hatte eine gänzlich andere Familie die alte ersetzt: Oblaten, Novizen und Mönche, die wie er das alte Leben hinter sich gelassen hatten.

Als er dann noch begriff, dass ihm nichts Besseres hätte passieren können, hatte er es mit der Zeit zu Perfektion und Ansehen gebracht. Das Kloster auf der reichen Au war ihm zu einer geliebten Heimat geworden, die es zu verehren und zu schützen galt. Nun war *er* der Abt eines der bedeutendsten Klöster des Karolingerreiches. Seine herausragende Rolle verdankte es der Ernennung zur Reichsabtei, was bedeutete, dass es nicht dem Bistum in Constantia, sondern lediglich dem weltlichen Herrscher und dem Papst unterstand. Und vor kurzer Zeit hatte man Walahfrid die Verantwortung für die Geschicke des Monasteriums und seiner Menschen übertragen.

Trotz seiner Verpflichtungen als Vorsteher des Klosters zog es ihn oft auf die Ostseite der Abtei, wo sich in hölzernen Bohlen eingefasste Beete, ein Gärtnerhaus und ein Schuppen als Lager für Saatgut und Werkzeuge befanden. Daneben lag der Paradiesgarten, der Friedhof der Mönche, über deren Gräbern Obstbäume wuchsen. Weit verzweigt ragten die Äste gen Himmel, gedüngt von den Leibern heiliger Männer. Obwohl der Sturm sie ein wenig zerzaust hatte, schmückten sie sich mit zartem Frühlingsgrün. Er liebte die warme Jahreszeit, die nun immer mehr die Oberhand gewann, anders als den harten Winter, in dem sich Blumen und Kräuter im dunklen Schoß der Erde bargen. Nun galt es, den Boden zu lockern, von den Resten des Sturms zu reinigen und für die Aussaat vorzubereiten.

Zufrieden lehnte er sich auf den Stiel seiner Hacke und sah Bruder Crispio, dem Gärtner, dabei zu, wie er einem Maulwurfshügel zu Leibe rückte. Es war schon eine seltene göttliche Fügung, die ihn nach Jahren der Abwesenheit auf die Insula

Felix zurückgebracht hatte. Gewiss war sie auch seinen Fähigkeiten geschuldet.

*Solch eitle Gedanken stehen einem Diener des Herrn nicht zu, rief er sich zur Ordnung. Ohnehin ist der Erfolg so schlüpf-  
rig wie die Felchen, die im Lacus Bodamicus schwimmen. Auch  
das habe ich schon am eigenen Leib erfahren müssen.*

Demütig neigte Walahfrid sein Haupt und bat Gott im Stil-  
len um Vergebung für seine Anmaßung.

*Statt der Sünde des Hochmuts zu frönen, sollte ich mich  
lieber um die Belange des Klosters kümmern, jenes Ortes des  
Glaubens, der Gelehrsamkeit und der Kunst. Es gewisser-  
maßen zum Blühen zu bringen, so wie die Pflanzen es tun,  
deren Geheimnisse ich zu entlocken versuche. Und da gibt es  
so einiges zu schaffen.*

Jäh wurden seine Gedanken von seiner Nichte unterbro-  
chen, die durch ein Loch in der Begrenzungshecke spähte. Ein  
dichtes Gestrüpp aus Weißdorn und Hundrosen umrundete  
das Kloster wie ein Wall, der die Mönche drinnen und die  
Dorfbewohner draußen hielt. Darüber hinaus schützte ein  
Flechtzaun die Gärten vor den gierigen Mäulern von kleinerem  
Wild, das jedes Schlupfloch nutzte, um im Schutz der Nacht  
nach Nahrung zu suchen.

»Entschuldigt, wenn ich Euch in Eurer Arbeit unterbre-  
che, ehrwürdiger Vater. Aber ich muss Euch sprechen.« Ihre  
blauen Augen wurden von etwas überschattet, das er auf den  
ersten Blick nicht deuten konnte. Eine Raule, ein Kopftuch  
aus weißem Leinen, das sittsam ihr dunkles Haar und die Stirn  
bedeckte, umspielte ihr Gesicht und lief am Rücken zu einem  
mit Quasten besetzten Zipfel aus.

»Was gibt es denn so Wichtiges?«, fragte er, ungehalten  
darüber, dass man ihn störte.

Ihre Miene nahm einen solch bitteren Zug an, dass er seine  
Worte auf der Stelle bereute. Es gab Dinge, die von mehr Be-  
lang waren, als in der Erde zu wühlen, selbst wenn dies ein

Ausgleich zu seiner geistigen Tätigkeit war. Dabei ging ihm auf, dass ein tiefer Ernst aus ihren Augen schaute. Eine Er schütterung, die er erst ein Mal an ihr bemerkte. Damals, als er ihr sagte, dass sie heiraten müsse. »Schon gut. Komm nur herein.«

»Erlaubt mir, mit meinen Begleitern einzutreten.«

Walahfrids Brauen fuhren in die Höhe, während die beiden Männer in sein Blickfeld traten. Er kannte sie. Es waren zwei Fischer aus dem Dorf und dies die Klausur der Mönche.

»Bitte! Ich brauche Eure Hilfe. Gleich werdet Ihr verstehen.« Ihr Ton hatte etwas Drängendes an sich.

Jetzt hatte sie ihn neugierig gemacht. Er verbarg sein Interesse hinter einer reglosen Miene. »Geht hinüber zur Pforte. Ich erwarte euch dort.«

»Nun denn«, wandte er sich an Bruder Crispio, der mit seinen hervorspringenden Vorderzähnen einem Maulwurf nicht unähnlich sah. »Ihr werdet wohl allein weitermachen müssen.« Er lehnte seine Hacke an die Wand des Schuppens und ging mit festen Schritten seinem Schicksal entgegen.

Lindberga war niemals einfach gewesen. Sie war das Kind seiner älteren Schwester und jäh in sein Leben getreten, als diese zusammen mit ihrem Gatten bei einem Unglück ums Leben gekommen war. Von einem Tag auf den anderen war die Tochter eines Mannes, der zwar aus adeligem Haus stammte, es aber zeitlebens nie zu etwas gebracht hatte, ohne jeglichen Schutz gewesen. Von Anfang an bereitete sie ihm Sorge. Und ebenso viel Verdruss, da man ihm die Verantwortung für sie übertragen hatte. Was sollte er, ein Mönch, mit einem Mädchen an der Schwelle zur Frau anfangen? Obendrein war sie so arm wie eine Kirchenmaus gewesen und Walahfrid ihr einziger männlicher Verwandter. Etwas Wertvolles gab es allerdings. Wenn es auch nicht aus Gütern bestand, so war es doch nicht zu unterschätzen: ihre Ansehnlichkeit.

Von ihm hatte sie die nicht. Er hatte sich noch nie für gut

aussehend gehalten. Seine Statur war eher schmächtig, und das dunkle Haar glich zwar dem ihren, doch war das, was die Tonsur übrig ließ, dünn wie Spinnweben.

Zwar war Lindberga nicht wie die Kaiserin Judith, deren Gesicht einer blühenden Rose glich. Sie kam eher einem Veilchen gleich, dessen strahlend blaue Augen aus der breiten Masse hervorstachen. Dies und der Umstand, dass sie von Adel war, genügten, um sie mit dem verwitweten Klostervogt auf der reichen Au zu vermählen, auf der er vor etwas mehr als zwei Jahren weilte, bevor es ihn nach Speyer verschlug. Der war eine gute Partie, und als Laie, der nicht die sittliche Kraft verspürte, in Armut und Ehelosigkeit zu leben, durfte er sie heiraten. Selbst wenn er ihr Vater hätte sein können. Walahfrid hatte gehofft, dass seine Strenge und eine harte Hand Lindbergas starken Willen zügeln würden. Sowie ihre Wortwahl, die oft so scharf wie Rettich daherkam. Leider hatte es nur mehrere Monate gedauert, bis er verschied.

Die junge Witwe hatte nicht lange gezögert und flugs den Bau eines Hauses in Auftrag gegeben. Von ihrem Onkel, der in dieser Zeit im Exil weilte, ließ sie sich nichts mehr vorschreiben. Bevor der neue Vogt seinen Amtssitz übernommen hatte, war sie schon ausgezogen. Nun lebte sie im Dorf unter Bauern, Fischern, Zimmerleuten, einem Schuster und weiteren Handwerkern vom Vermögen ihres kinderlosen Ehemannes. Das schien ihr zu genügen. Trotz Walahfrids Belehrungen weigerte sie sich standhaft, eine neue Verbindung einzugehen. Nach seiner Meinung fehlte diesem Dasein jeglicher Sinn, der nur darin liegen konnte, Ehefrau und Mutter zu werden. Doch davon wollte Lindberga nichts wissen. Seltsam war nur, dass das sture Weib ihn jetzt um Hilfe bat. Das tat sie sonst nie. Es musste etwas wahrhaft Schwerwiegendes sein.

Die Pforte befand sich am Westflügel des Kreuzganges. Der Pförtner öffnete auf sein Geheiß das Tor, als er bei ihm ankam.

Walahfrids Blick fiel auf eine notdürftig zusammengeflickte Trage, die die beiden Fischer zwischen sich trugen. Brachten sie einen Kranken? Nun verstand er auch, weshalb sie unbedingt mitkommen mussten. Seine Augen wanderten zum Gesicht des Siechenden, dessen Arm kraftlos von der hölzernen Unterlage hing. Erst jetzt erkannte er, dass die Decke nicht nur den Körper, sondern auch das Haupt verhüllte. Hier brauchte man weder einen Infirmarius noch einen Kräuterkundigen. »Ist das ein Leichnam?«

Lindberga nickte.

Die beiden Männer stellten die Trage ab und senkten demütig die Köpfe. »Wir haben ihn am Ufer des Sees gefunden. Er hatte sich im Röhricht verfangen«, berichtete einer von ihnen.

Walahfrid bekreuzigte sich. »Habt ihr eine Ahnung, wie er dort hingekommen sein könnte?«

Beide schüttelten den Kopf.

»Keiner weiß es«, übernahm Lindberga die Rede. »Ratbert lebte allein. Er war ein Sonderling, und bei dem Sturm in den letzten Tagen verließ kaum einer das Haus.«

»Er muss es wohl getan haben. Womöglich wollte er trotzdem fischen und ist dabei ertrunken«, murmelte Walahfrid.

»Das ist unwahrscheinlich. Die Boote lagen alle an Land.«

»Mit einer Angel vielleicht?«

»Wir haben keine im Schilf gefunden«, zerstörte Lindberga auch diese Theorie.

»Dann wird es wohl für immer ein Geheimnis bleiben. Wolltest du mich darum bitten, ihm ein würdiges Begräbnis zu bereiten?« Obwohl es ihn verwunderte, dass sie damit ausgerechnet zu ihm kam. Auf der gesamten Klosterinsel gab es zwanzig Kirchen und Kapellen. Da würde sich doch gewiss ein Priester finden lassen, der dafür sorgte.

Lindberga verzog den Mund. »Das ist es nicht. Ihr seid ein Gelehrter, ich will, dass Ihr ihn anseht«, verlangte sie.

»Wozu?« Unverständnis breitete sich in Walahfrids Miene aus.

Lindberga sah bedeutungsvoll hinter ihn. Er folgte ihrem Blick und entdeckte einige Mönche, die sich in seinem Rücken versammelt hatten. Schaulustig versuchten sie, einen Blick auf den Toten zu erhaschen, als ob sie nichts Besseres zu tun hätten. »Können wir ihn an einen ruhigeren Ort bringen, wo er vor neugierigen Augen verborgen ist?«

»Nun gut.« Wenn sie unbedingt darauf bestand. Sie hatte ihre Gründe, wie ihre Miene verriet, in der eine entschlossene Sorge lag. »Bringt ihn in die Infirmerie. Dort ist er am besten aufgehoben.«

Während die Fischer ihre Last erneut aufnahmen, wandte sich Walahfrid an den Pförtner. »Bruder Anselmus, sagt den anderen, sie sollen sich wieder an die Arbeit machen.«

Der Pförtner nickte. »Seht es ihnen nach. Auch Mönche sind nur Menschen.«

Walahfrid schenkte ihm ein versöhnliches Lächeln. »Ich weiß, Bruder. Ich weiß.« Die Rede des Pförtners tröstete ihn auf eigentümliche Weise. Denn auch er war nicht vollkommen.

Walahfrid wies den dreien den Weg zur Infirmerie, die hinter dem Paradiesgarten lag. Wie das Noviziat in ihrer Nachbarschaft gehörte sie nicht zur Klausur, lag aber direkt daneben. Er führte sie durch den Innenhof des Gebäudes, in dem sich ein weiterer Garten, der Herbularius mit den Heilkräutern, befand. Von dort ging es in das Innere des dreiflügeligen Baues, wo es neben einer Küche und den Räumen des Infirmarius beheizte Kammern für die erkrankten Mönche und pflegebedürftige Besucher gab.

Bruder Johannes, so aufrecht und geradlinig wie eine Lilie, eilte herbei. Er diente dem Kloster als Infirmarius. Vermutlich hatte er sie kommen sehen. »Verehrter Abt, was hat das zu bedeuten?«

»Das weiß ich selbst noch nicht«, entgegnete Walahfrid.  
»Lassen wir uns überraschen.«

Bruder Johannes führte sie in einen größeren Raum, in dem ein Tisch mit gemauerten Füßen stand. Dort legten sie den Toten ab.

»Nun seht selbst, was zum Tod Ratberts geführt hat.« Lindberga entfernte die Decke.

Alle starrten auf den Mann, dessen Hemd zerrissen war. Zwischen zerfetzter, bleicher Haut erblickte man dunkleres, ausgewaschenes Fleisch auf Brust und Armen. An der Schulter stach gar der Knochen daraus hervor. Noch schlimmer war die aufgerissene Kehle, die seinen Hals verunzierte. Er sah aus, als ob ein wildes Tier über ihn hergefallen wäre.

»Gütiger Gott«, entfuhr es Walahfrid. »So sieht doch kein Ertrunkener aus!« Ein grausiger Schauder erfasste ihn. »Was meint Ihr dazu?«, wandte er sich an den Infirarius.

Bruder Johannes beugte sich eifrig über den Toten, den schlechten Geruch ignorierend, der von ihm aufstieg. Es schien, als hätte das Muster der Verletzungen all seine Sinne geweckt. »Wir sollten ihn entkleiden.«

»Nicht vor einer Frau.« Walahfrids Stimme ließ keinen Widerspruch zu.

»Bei Gott und dem heiligen Pirmin«, stieß Lindberga hervor. »Glaubt Ihr, ich habe noch nie einen nackten Mann gesehen?«

»Missbrauche den Namen des Herrn nicht«, entgegnete er streng. »Du wartest mit den Fischern im Hof, bis wir hier fertig sind.«

Schmollend zog Lindberga ab, die beiden Männer im Gefolge, die sich widerstandslos nach draußen scheuchen ließen. Schließlich hatte das Wort des Abtes großes Gewicht.

Zügig machte sich der Infirarius daran, Hemd, Beinkleider und Wadenbänder zu entfernen. Sowie die einfachen, aufgeweichten Bundschuhe, die kaum mehr als lederne Klumpen

waren. Schließlich lag ein Mann in mittleren Jahren vor ihnen. Seine helle Haut, weiß wie der Bauch eines Fisches, jagte Walahfrid eine Gänsehaut über den Rücken. Fast konnte man meinen, er wäre zu einem Flossentier geworden. Feuchtes braunes Haar klebte an seinem Kopf. Seine Mitte war eingefallen. Deutlich stachen die Rippen aus dem hageren Brustkorb hervor.

»Er muss schon eine Weile tot sein. Wenn er nicht im kalten Wasser gelegen hätte, wäre sein Bauch aufgetrieben. Eine Auswirkung der Fäulnis, die in den Eingeweiden schwärzt«, erklärte Bruder Johannes.

Walahfrid bemühte sich darum, seinen Ekel zu unterdrücken, der ihn bei den Ausführungen des Infirmarius überkam.  
»Woher wisst Ihr das?«

»Ich war in der Schlacht von Fontenoy.«

»Ihr seid dort gewesen?«

»Ich war im Gefolge König Ludwigs. Ein fürchterliches Gemetzel. Da lernt man so einiges.«

»Das erscheint mir auch so«, erwiderte Walahfrid matt.

»Dass er längere Zeit im See lag, sieht man an seiner Haut.« Walahfrid hob fragend die Brauen.

»Habt Ihr schon einmal ein Bad genommen und seid zu lange im Bottich geblieben?«

Walahfrid gab ein unbestimmtes Brummen von sich. Sich in warmem Wasser zu aalen, ziemte sich nicht für einen Mönch. Ein Bad zu nehmen, war nur vor dem Weihnachtsfest und den Pfingstfeiertagen gestattet. Doch er hatte einige Jahre in der kaiserlichen Pfalz in Aachen verbracht. Und das Bad Kaiser Karls, des Urvaters der Karolinger, wurde von einer heißen Quelle gespeist. Es war eine seltene und deshalb umso wohligere Erinnerung.

»Dann wisst Ihr sicher, dass die Haut aufquillt und schrumpelig wird. Genau wie hier«, fuhr Bruder Johannes ungerührt fort.

Der Infirmarius hob eine Hand des Toten an und zeigte auf dessen Finger.

Unbewusst fuhr sich Walahfrid über die Spitze seines Daumens, als wollte er das empfindliche Gefühl heraufbeschwören, das auf den intensiven Kontakt mit Wasser folgte. Allzu große Reinlichkeit konnte durchaus schädlich sein.

»Liegst man noch länger darin, wird sie wächsern, was besonders im Gesicht gut zu erkennen ist.«

Walahfrid sah zum Kopf des Mannes. Sein Antlitz war vom Todeskampf gezeichnet. Noch hässlicher als die entstellten Züge waren die leeren Augenhöhlen. Walahfrids Miene blieb ausdruckslos, als wäre er auf sämtliche Abscheulichkeiten gefasst, die Bruder Johannes noch enthüllen mochte. In Wahrheit verselbstständigte sich sein Bauch bei diesem Anblick. Peinlich berührt räusperte er sich, als es darin geräuschvoll zu rumoren begann. Ein unangenehmes Gefühl überkam ihn. Seine Eingeweide schienen sich hinter seinem Nabel zu verflüssigen. *Wen wundert's, dachte er bei sich. Eine weiche Dichterseele kommt mit derlei Dingen nur schlecht zurecht.*

Bruder Johannes tat so, als ob er nichts gehört hätte. Der Infirmarius, der frei von derlei Plage sein musste, fuhr ungerührt fort. »Hier seht Ihr ein weiteres Zeichen. Augen sind weich. Die Fische haben sie gefressen.«

»Wie entsetzlich!«

»Nun, das ist das Werk der gefallenen Schöpfung. Seit der Vertreibung aus dem Paradies tun wir alle nichts anderes«, entgegnete Bruder Johannes nüchtern. »Fleisch bedeutet Nahrung. Erinnert Euch daran, wenn Ihr das nächste Mal einen Fisch verspeist.«

Walahfrid schluckte angestrengt. Er war sich nicht sicher, ob der ihm noch schmecken würde oder ob er sich allein bei der Vorstellung gleich hier und jetzt übergeben sollte.

»Die Hunde hielten ihn wohl für einen köstlichen Happen. Sein Leichnam hat die Tiere angelockt, und sie haben sich an

ihm gütlich getan.« Bruder Johannes zeigte auf die aufgerissene Kehle. »Zartes Fleisch ist müheloser fressbar. Erst danach kommen die anderen Stellen dran. Vermutlich wurden sie gestört, bevor sie nur noch seine Knochen zurückgelassen hätten.«

Walahfrid presste die Lippen aufeinander. Das war alles andere als eine schöne Vorstellung. Da konnte man nur hoffen, dass der Mann wirklich schon tot gewesen war. »Also ist er doch ertrunken?«

»Wahrscheinlich schon. Drehen wir ihn auf den Bauch, um ganz sicherzugehen.«

Sein Grauen überwindend, packte Walahfrid mit an.

Dunkle Totenflecke zeichneten sich auf der Rückseite des Fischers ab. Bruder Johannes betastete die Knochen, suchte Wirbel für Wirbel mit den Fingern ab. »Ich finde keine Aufälligkeiten.«

»Also ist er während des Sturmes nach draußen gegangen und ins Wasser gestürzt?«

»Das wäre möglich. Bleibt nur noch die Frage, was er bei diesem Wetter am See zu suchen hatte und weshalb er hineinstürzte.«

Walahfrid zuckte mit den Schultern. »Das werden wir wohl nie erfahren. Hat er sich womöglich selbst entleibt?« Dies war eine große Sünde, die ein christliches Begräbnis unmöglich machte.

Bruder Johannes seufzte. »Da ich Eure Barmherzigkeit kenne, nehmen wir an, dass es ein Unfall gewesen sein muss. Eine Verkettung unglücklicher Umstände, die zum Tod des Mannes geführt haben. Alles andere lässt sich nicht beweisen.«

Walahfrid nahm seine Rede erleichtert auf. Nicht auszudenken, wenn es sich um einen Selbstmord oder gar ein Verbrechen gehandelt hätte. Es würde dem guten Ruf der Abtei schaden. So war die Sache zwar tragisch, aber es würde bald wieder Ruhe einkehren. »Ich werde meiner Nichte von Eurer These berichten. Habt Dank für Eure Mühe!«

»Es war mir eine Ehre, Euch behilflich zu sein.«

Walahfrid, froh darüber, den Leichnam nicht länger in seiner Nähe ertragen zu müssen, eilte in den Innenhof der Infirmerie. Die drei Wartenden sahen ihm gespannt entgegen. Bevor er zu einer Antwort ansetzte, brauchte er ein paar Atemzüge reiner, klarer Luft, um den üblichen Gestank aus seinen Lungen zu treiben, der den Raum erfüllt hatte. »Bruder Johannes ist zu der Überzeugung gelangt, dass der Tod von ... wie hieß er noch gleich?«

»Ratbert«, sprang Lindberga ihm hilfreich bei.

Walahfrid schenkte ihr ein dankbares Lächeln. »Ratbert ... gewiss«, stammelte er. »Ich bitte um Entschuldigung. In all der Aufregung hatte ich den Namen ganz vergessen. Er ist der Meinung, dass es sich bei Ratberts Tod um ein Unglück handelt, eine Verkettung misslicher Umstände, bei denen er ertrunken ist.«

Lindbergas Lider verengten sich, als könnte sie nicht glauben, was er gesagt hatte.

Die Fischer schienen sich damit zufriedenzugeben. »Wir werden ihn mit uns nehmen, wenn Ihr erlaubt«, sprach einer von ihnen mit respektvoller Stimme.

»Tut das«, bemerkte Walahfrid freundlich. »Ich werde mit dem zuständigen Priester sprechen und dafür sorgen, dass er auf dem Dorffriedhof ein würdiges Begräbnis erhält.«

Nach dem Abzug der drei, die betrübliche Fracht in ihrer Mitte, überlegte er, ob er zu Bruder Crispio in den Nutzgarten zurückkehren sollte. Das Läuten zur Sext belehrte ihn eines Besseren, und so machte er sich zum Chor der großen Abteikirche auf, um den Herrn in Wort und Gesang zu loben. Abt Haito, einer seiner Vorgänger, hatte aus der ursprünglichen Klosterkirche – einem rückständigen Holzbau – eine karolingische Kreuzbasilika geschaffen, die ihresgleichen suchte. Längst war sie der Gottesmutter Maria geweiht und von Haitos Nachfolger Erlebald erweitert worden.

Im Anschluss an die Vesper folgte das gemeinsame Mahl der Mönche. Es war die Fastenzeit vor Ostern, doch allzu viel änderte sich nicht an ihrem Speiseplan. Da ihnen der Genuss vierbeiniger Tiere untersagt war, begnügten sie sich oft mit dem, was die Fischer an das Kloster lieferten. Nach der abschließenden Komplet zog sich Walahfrid in sein Abtshaus zurück, das auf der klausurabgewandten Seite der Abteikirche lag. »Bete und arbeite«, so lautete die benediktinische Regel, die ihm in Fleisch und Blut übergegangen war. Die Arbeit fiel ihm nicht schwer. Er musste nur zusehen, dass er das Beten darüber nicht vergaß.

Da es bereits dunkel war, leuchtete ihm eine Kerze den Weg zu dem Haus am Rand der Klausur. Im Grunde war es viel zu groß für ihn, doch der Kontakt zur Außenwelt brachte gewisse Privilegien mit sich. Hier konnte er Gäste empfangen, wofür es einen Empfangsraum mit eigener Küche gab. Sobald keine Besucher da waren, blieb sie kalt. Höchste Vollkommenheit konnte nur in der Gemeinschaft erreicht werden. Das gemeinsame Mahl mit den Mönchen gehörte dazu. Walahfrid durchquerte den großen, stilvoll eingerichteten Raum, dem sich eine eigene kleine Kapelle anschloss, und erkloß die Treppe. Von dort gelangte er in einen Gang, hinter dessen Türen Kammern für diejenigen Besucher lagen, die über Nacht blieben. Ein eigenes kleines Dormitorium. Es war komfortabler als der Schlafsaal der Mönche und dennoch viel gewöhnlicher als die prächtige Abteikirche.

Wenn es sein Amt nicht verlangen würde, wäre er auch mit einer Ecke im Schlafsaal zufrieden gewesen. Walahfrid liebte die Einfachheit. Ihm lag nichts am Prunk der Welt. Nur an der Ehre des Dichters und Gelehrten. Schützend schob er eine Hand vor die Kerzenflamme, die bedenklich zu flackern begann. Nur noch wenige Schritte, dann war er in seinem Schlafgemach.

Die Müdigkeit ließ sein Schielauge noch mehr als üblich

zur Seite gleiten. Er spürte, wie es entwich. Ein ärgerliches Zischen entfuhr ihm, da er wusste, dass er rein gar nichts dagegen tun konnte. Dabei kam es ihm gerade jetzt überhaupt nicht gelegen. Der Tag hatte viel von ihm abverlangt, doch er hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, den Schlaf noch ein wenig aufzuschieben. Am Rand des Gemachs, vor einem kleinen Fenster, das ihm zu dieser Stunde jedoch kein Licht mehr schenkte, stand ein Schreibpult. Nichts Besonderes, nur eine einfache abgeschrägte Tischplatte, mit einem Bereich für das Tintenfässchen und einem Halter für die Gänsekiele. Walahfrid stellte die Kerze an den Rand und raffte seinen Alltagshabit, bevor er sich auf die erhöhte Sitzbank setzte.

Ein Gefühl der Zufriedenheit breitete sich in ihm aus, als er sein Vademecum aus dem Fach unter der Platte hervorzog, ein Handbuch mit gebundenen Seiten aus dünnem Pergament. Seit seiner Jugend trug er all die Erkenntnisse ein, die er im Lauf des Lebens gewann. Die Untersuchung des Toten gehörte eindeutig dazu. Inzwischen hatte sich schon eine ganze Reihe dieser Büchlein angesammelt, die er sorgsam aufbewahrte. Mit einem scharfen Messer spitzte er sorgfältig den Kiel einer Gänsefeder. Er konzentrierte sich auf sein gutes Auge. Dann tauchte er die Spitze in ein Fässchen mit Eisengallustinte und schrieb nieder, was Bruder Johannes ihm erklärt hatte. Morgen würde der Fischer in geweihter Erde bestattet werden. Dafür hatte er gesorgt.

Nach einem persönlichen Nachtgebet an seinen Herrn sank er in sein Bett.

Bis zur Nokturn schlief er tief und fest.

## 2. KAPITEL

---

••••

Nach der Feier des Osterfestes begann es zu regnen. Der bleierne Himmel ließ kaum Sonne durch. Die angenehmen Temperaturen des Frühlings hatten einer nassen Kälte Platz gemacht, die unangenehm in die Knochen zog.

Im Kloster ging alles seinen gewohnten Gang. Walahfrid kam seiner Hirtenpflicht nach. Er versuchte, mehr geliebt als gefürchtet zu werden, wenn er die ihm anvertrauten Seelen leitete. Einst würde er vor dem Herrn Rechenschaft ablegen müssen. Denn die Schuld traf den Hirten, wenn Gott, der Hausvater des Monasteriums, zu wenig Ertrag an seinen Schafen feststellen konnte. Und selbst hier kam es zu Meinungsverschiedenheiten und so mancher Eitelkeit, die in Streit endete.

Darüber hinaus gab es die profanen irdischen Dinge des Klosters zu regeln, die das Stopfen so vieler Mäuler mit sich brachte. Er sprach mit dem Granarius, der für die Kornkammer verantwortlich war, sowie dem Cellerar, der über alle anderen Vorräte, einschließlich der Kleider und Geräte, wachte. Hundertdreißig Mönche, zwanzig Novizen und etliche Bedienstete mussten gekleidet und verköstigt werden. Hinzu kamen die Armen, Pilger und Reisenden, die Verantwortung für die Klosterhörigen, die in der Nähe des Monasteriums lebten. Die Fischer, Bauern und Handwerker. Auch für ihre Glaubensunterweisung musste er Sorge tragen. Ihm oblag es, den Priestern die Kapitularien nahezubringen, die das Volk den rechten Glauben lehren und das immer noch fest in den Köpfen verankerte Heidentum bekämpfen sollten.

Oft war Walahfrid im Scriptorium, wo der Leiter über Codices und Scriptores wachte, die an ihren Schreibpulten kunstvolle Handschriften herstellten. Unter der Führung Reginberts, seines einstigen Lehrers, der immer noch als Biblio-

thekar diente, war die Bibliothek zu stattlicher Größe angewachsen. Über vierhundert Codices umfasste die Sammlung, die er stetig erweiterte.

Wolfram, Sohn eines welfischen Grafen, der die Profess abgelegt hatte, war der begabteste Kopist. Er verstand es wie kein Zweiter, die Verteilung des Textes auf den Pergamentseiten zu berechnen, die Zeilenhöhe und ihre Grenzen festzulegen und eine kunstvolle, fehlerfreie Abschrift in karolingischer Minuskel anzufertigen.

Die Minuskel war eine einheitliche Schrift, die bereits Kaiser Karl ins Leben gerufen hatte, damit Urkunden, Erlasse und Texte im gesamten Reich gelesen werden konnten. Wolfram versah sie mit wundervollen Bordüren. Mit sparsamsten Mitteln gestaltete er die Pergamente zu wahren Kunstwerken. Walahfrid sah ihm bei der Fertigung eines Evangeliares für das Kloster St. Gallen über die Schulter. Dankbarkeit umwallte seine Brust, einen solch begnadeten Mönch in seinen Reihen zu wissen. Schon Kaiser Karl, dem man zu seinen Lebzeiten den »Vater Europas« genannt hatte, war viel daran gelegen, Wissen in Form von Schrift zu verbreiten. Auch Walahfrid hatte durch Lesen viel gelernt und war nur zu gern bereit, die Bildung auf diese Weise zu fördern, wenn sie auch nur den Klerikern und dem Adel vorbehalten war.

Er erwog, neben der bestehenden Gelehrtenschule eine eigene klösterliche Malschule zu gründen, in der Wolfram die Kunst der Illustration lehren könnte. Er selbst beschäftigte sich mit Psalmenkommentaren, bis er vor lauter Blinzeln kaum noch etwas sah.

Wenn nur sein Augenleiden nicht gewesen wäre! Sein eigener Körper stimmte sich unerbittlich gegen seinen Eifer, und doch war dies der Wille des Herrn. So blieb ihm nichts anderes übrig, als die Beschränkung anzunehmen. Wahrscheinlich erinnerte ihn Gott auf diese Weise daran, wer er im Grunde war: nur eines seiner Kinder in der großen Schar des karolingischen

Reiches. Zwar nahm er als Abt eine der höchsten klerikalen Stellen ein, doch sollte der Größte sich niedrig schätzen und der Vornehmste wie ein Diener.

Allzu viele hielten sich nicht an die Reform Benedikts von Aniane, die auch den Kanonikern ein mönchisches Leben vorschrieb. Er kannte Äbte und Bischöfe, die wie Fürsten lebten und gerüstet wie die Panzerreiter in die Schlacht zogen, obwohl ihnen das Kirchenrecht verbot, Blut zu vergießen. Wie man so hörte, gefielen sie sich in dieser Rolle. Gewiss, sie unterstanden als hohe Kleriker dem König. Sie waren zu Steuerabgaben verpflichtet und mussten Krieger zur Verfügung stellen, sobald der Herrscher dies verlangte. Doch einige ließen es sich nicht nehmen, sich selbst in die Schlacht zu stürzen. Auch von Walahfrid erwartete man, dass er Ludwig II. diente, wann immer es dieser forderte, obwohl er sich bisher um jede Art von Krieg herumlaviert hatte.

Wenige Jahre nach der Ablegung der Mönchsgelübde hatte man ihn zur Weiterbildung in das Kloster Fulda geschickt, wo Hrabanus Maurus lehrte. Seine Hoffnung, von dem großen Gelehrten und Abt unterrichtet zu werden, erfüllte sich nicht. Stattdessen hatte man ihn in einer Außenstelle des Klosters untergebracht. Die regnerischen Apriltage erinnerten ihn an die Kälte innerhalb der Klostermauern, die Härte und die Schläge, die er dort einstecken musste. Selbst im Herbst hatte er noch barfuß gehen müssen, weil man ihm ein Paar Schuhe verweigerte.

Dass er nach zwei Jahren an den Hof Ludwigs I. berufen wurde, um Kaplan der Kaiserin Judith zu werden, verdankte er seinem ehemaligen Lehrer Grimald, den er im Kloster auf der reichen Au kennengelernt hatte. Am Kaiserhof war er zum ersten Mal mit den politischen Ränken der Edlen in Kontakt gekommen. Auch dies war eine Erfahrung, auf die er herzlich gern verzichtet hätte.

Zweimal hatten die ältesten Söhne des Kaisers, unzufrieden

mit der künftigen Teilung des Reiches, für den Sturz ihres Vaters gesorgt. Die schöne Kaiserin Judith, die Ludwig I. einen weiteren Sohn geboren hatte, wurde des Ehebruchs mit Bernhard von Septimanien bezichtigt und im Jahr 830 in das Kloster Sainte-Croix bei Poitiers geschickt. So sehr erzürnte es Lothar, Pippin und Ludwig II., dass sie dem kleinen Karl einen Anteil am Erbe seines Vaters sichern wollte. Das war jedoch in einem Vertrag, der *Ordinatio imperii*, vor Karls Geburt aufgeteilt worden.

Zweimal war es Ludwig I. gelungen, seine Macht wiederzuerlangen und seine Frau aus dem Kloster und einer weiteren Verbannung nach Tortona zurückzuholen. Grimald, zunächst Kaplan in der kaiserlichen Kapelle in Aachen, danach Vorsteher der kaiserlichen Kanzlei, bewegte sich wie kein anderer auf dem schlüpfrigen Feld der Macht. Erst recht, als nach dem Tode Ludwigs vor nicht ganz zwei Jahren erneute Kämpfe unter den Söhnen ausbrachen, deren Ende noch nicht abzusehen war. Besser jedenfalls als Walahfrid, der Lothar als Nachfolger favorisiert hatte, da es ihm richtiger erschien, das Reich zu einen, anstatt es zu teilen. Schließlich hatte man ihn bereits zu Lebzeiten seines Vaters zum Mitkaiser erhoben. Schlussendlich hatte er auf den falschen Sohn gesetzt. Als Ludwig II. Alemannien eroberte, fiel die reiche Au, zu der Walahfrid nach seiner Zeit bei Hofe zurückgekehrt war, in sein Herrschaftsgebiet. Walahfrid, der sich nun einem neuen Klosterherrn gegenüber sah, der wütend darüber war, dass er sich nicht zu ihm bekannt hatte, musste nach Speyer fliehen. Nur der Fürbitte Grimalds war es zu verdanken, dass er dieses Jahr heimkehren konnte und sogar Abt geworden war. Eine Ehre, die ihm beim letzten Mal verwehrt geblieben war. Nach der Abdankung Erlebalds im Jahr 838 hatte ihn der Kaiser aus Dankbarkeit für seine Dienste zum neuen Abt des Inselklosters ernannt. Seine Begeisterung bekam einen gehörigen Dämpfer, als er auf der Insula Felix ankam und feststellen musste, dass der Konvent

sich dem Willen des Kaisers nicht beugen wollte. Die Mönche ließen sich ihr Recht auf freie Abtswahl nicht nehmen und hatten bereits Ruadhelm als neuen Vorsteher eingesetzt. Der hatte auf die Richtigkeit seiner Wahl bestanden. Er war ein Anhänger Ludwigs II.

Erst nachdem Walahfrid sich mit dem Kaisersohn versöhnt hatte, trat Ruadhelm zurück. Fast vier Jahre waren vergangen, bis er sein Amt vor wenigen Wochen antreten konnte. Doch sein Abbatiat stand auf wackligen Füßen. Noch einen Fehler durfte er sich nicht erlauben.

Grimald hingegen stand oft im Dienst Ludwigs II., des dritten Sohns des Kaisers. Unter seiner Regentschaft war er zum Abt des Klosters St. Gallen berufen worden, um in dem noch ungesicherten Alemannien einen festen Stützpunkt zu gewinnen. Die Abtei lag am jenseitigen Ufer, einen guten Tagessmarsch entfernt. Da Grimald als Berater des Königs den Herrscher oft auf seinen Reisen begleitete, kümmerte sich Dekan Hartmut in seiner Abwesenheit um alles. Grimald war ein vielbeschäftigter Mann. Längst waren er und Walahfrid Freunde geworden und der lebhafte Austausch an Nachrichten, die hin und wieder eine Frage aufwarfen, zu einem festen Bestandteil ihres Lebens.

Die Tür zu dieser Welt bildete Bernhard, ein mönchischer Bote, der kurz vor der Vesper vor die Pforte geritten kam. Vor zwei Tagen hatte sich der Himmel aufgeklart. Der Regen war versiegt, und der Gesang der Vögel erfreute die Menschen ebenso sehr wie die Sonne, die nun wieder warm auf sie herabschien.

Walahfrid, den man über den Besucher informiert hatte, trat hinaus in den Hof.

Bernhards Augen strahlten, als er vor ihm stehen blieb. Sein Gemüt war oft so sonnig wie eine Betonie, deren Kraut den Kopf von Trübsal und Schmerzen befreien konnte. »Laudetur Jesus Christus.«

»In aeternum, amen«, antwortete Walahfrid lächelnd.

Bernhards Begleiter, der ihm als Leibwächter auf den unsicheren Straßen diente, schien diesen Überschwang nicht zu teilen. Er bedachte Walahfrid mit einem gleichmütigen Nicken. Der hagere Kerl, der den Namen Gerold trug, war in die Kleidung eines gewöhnlichen Mannes gehüllt. Nur sein Schwert und der runde Schild auf seinem Rücken kündeten von seiner Wehrhaftigkeit. Hosen und Beinbinden, die seine Unterschenkel schützten, waren samt den Bundschuhen mit Schlamm bespritzt. Ebenso der einfache Mantel, den er auf der rechten Schulter mit Hilfe einer Fibel verschlossen hatte.

»Ich hoffe, der Segen Gottes war mit Euch, Bernhard«, entgegnete Walahfrid.

»Oh, gewiss«, entgegnete Bernhard freundlich. »Der Herr hat uns trotz der schlammigen Wege eine gute Reise geschenkt. Zu unserer Freude dauerte sie nicht allzu lange. Abt Grimald weilt zurzeit im Kloster St. Gallen.«

»Nun, dann kommt und erfrischt Euch. Gewiss habt Ihr Kunde von ihm mitgebracht. Eure Pferde werden in den Ställen gut versorgt werden.«

Während Walahfrid zur Vesper eilte, bezog Bernhard seine Schlafkammer. Frisch gewaschen und mit ausgebürsteter Kukulle traf er ihn anschließend im Empfangsraum, wo Walahfrid ein Mahl von der Klosterküche hatte kommen lassen. Die beiden Mönche, die für das Haus zuständig waren, hatten die große Tafel für zwei Personen gedeckt. Teller, Messer und Löffel aus Zinn warteten darauf, benutzt zu werden. Trinkbecher und zwei Krüge mit Wein und Wasser des gleichen Materials standen ebenfalls bereit. Das wertvolle Tafelgeschirr lagerte in einem Schrank aus dunklem Nussbaumholz, der an einer Wand neben der Küchentür stand.

Mit einer Geste bat er Bernhard, auf einer der mit Schnitzereien verzierten Bänke Platz zu nehmen. Er selbst setzte sich ihm gegenüber. Den thronähnlichen Stuhl an der Stirnseite

der Tafel, der seinem hohen Stand gerecht wurde, benutzte er fast nie. Aufatmend lehnte er sich für einen Moment an die Rückenlehne und genoss die weich gepolsterte Sitzfläche, bevor er das Dankgebet sprach.

»Nun greift zu. Bestimmt habt Ihr Hunger.«

Bernhard kam der Aufforderung unverzüglich nach. Er langte nach Brot und Hühnerbein, schaufelte sich Rübenmus auf seinen Teller und tunkte seine Finger in ein kleines Salzgefäß, um es zu würzen. Nach der Fastenzeit fiel das Mahl etwas üppiger aus, obwohl Walahfrid stets auf Mäßigung bestand. Von den aufwendigen Tafeln der Könige hielt er nichts.

»Wie steht es im Kloster?«, fragte Bernhard während des Essens.

Sie blieben unter sich. Bernhards Begleiter war nun, da er den Mönch in Sicherheit wähnte, ins Dorf gegangen.

»Ich kann nicht klagen. Es ist alles in bester Ordnung«, erwiderte Walahfrid. Seine Augen glitten zu den mit Tinte befleckten Fingern seiner rechten Hand.

»Das tut es auch in St. Gallen.« Bernhard fuhr sich durch das dunkle Haar und kratzte die kahle Stelle seiner Tonsur. »Dekan Hartmut leistet gute Arbeit.«

»Das freut mich zu hören.«

»Wie üblich habe ich einen Brief für Euch.«

Nach dem Mahl, dessen Gespräch sich um Belanglosigkeiten drehte, holte Bernhard das Schriftstück aus einer Tasche, die am Gürtel seines Habits hing. Mit einem schleifenden Geräusch schob er es über den Tisch. »Gewiss werdet Ihr Euch dem widmen wollen und habt nichts dagegen, wenn ich mich nun zurückziehe.« Sein Blick glitt zur Tischplatte, als wären seine Lider zu schwer, um sie länger offen zu halten. »Ich bin müde von der Reise.«

Dass er dabei die Komplet, das abschließende Nachtgebet, überging, sah Walahfrid ihm nach. Der Ritt über schlecht passierbare Wege und die Übersetzung mit dem Schiff waren

beschwerlich, selbst wenn die Sonne schien. Sollte er seine müden Knochen ausruhen, um neue Kraft zu schöpfen. Das war er Bernhard schuldig.

Ein schlechtes Gewissen bemächtigte sich seiner, während er sich allein zum Chor der Kirche aufmachte. Er mochte den freundlichen, geselligen Mönch. *Dem Herrn sei's gedankt, dass Bernhard nicht nachtragend ist.* Für einen Moment blieb er stehen. Reumütig schloss er die Augen und schickte ein Stoßgebet gen Himmel. *Vergib mir die Arroganz der Jugend. Den Hochmut eines Dichters, dessen Metrik er für besser hielt als die der meisten anderen. Ich bitte dich, Herr. Sei deinem Diener gnädig!*

Die Nacht, die wie ein dunkles Tuch, geschmückt mit dem Geschmeide einer Kaiserin, über ihm hing, erinnerte Walahfrid an die gemeinsame Zeit bei Hofe. Schon als Grimald, Bernhard und er im Palladium des frommen Kaisers Ludwig I. in Aachen ein und aus gegangen waren, hatte sich Bernhard stets in Grimalds Nähe aufgehalten. Bereits dort war er einer seiner Vertrauten gewesen, der nie hoch aufgestiegen war, aber dennoch eine wichtige Aufgabe übernommen hatte. Die Nachrichten, die er übermittelte, waren häufig von einer Brisanz, die nicht für jeden bestimmt war, der lesen konnte und die lateinische Sprache beherrschte. Bernhard brachte sie dennoch ans Ziel, was nicht zuletzt an seinem Geschick mit Pferden lag.

Die Leibwächter, die ihn dabei begleiteten, wechselten hin und wieder. Der hagere Gerold sorgte schon eine Weile für Bernhards Sicherheit auf den gefahrvollen Landstraßen, die einst die Römer angelegt hatten. Wie es aussah, konnte man sich auf ihn verlassen. Deshalb drückte Walahfrid mehr als ein Auge darüber zu, dass er bei einer Frau im Dorf nächtigte, die angeblich seine Schwester war. Die verwitwete Bäuerin schien ihm viel zu bedeuten. Und wie man so hörte, sorgte er dafür, dass es ihr an nichts mangelte.